

## Das Kind Gloria

Skizze von Grete Livius

(Schluß)

Doch heute besteht es noch. Gloria sitzt bei der geliebten dicken Negerin, die dem Kind soeben schonend beigebracht hat, daß Papa gestorben ist. Gloria macht ein ernsthaftes und bekümmertes Gesicht. Aber Tränen kommen ihr nicht. Wenn Mamma so traurig ist, muß der Tod wohl eine schlimme Sache sein. Ob Papa im Grab auch noch so glänzende Schuhe tragen wird? Gloria möchte das brennend gern wissen. Doch es zu fragen, traut sie sich nicht. Am nächsten Tag wird sie von Mademoiselle Jeanne zu Mama geführt. Es ist eine Tortur für Gloria. Man hat den ganzen Palast in Schwarz gehüllt, die Dienerschaft sogar über Nacht in neue dunkle Uniformen gesteckt. Auch Mamas Süßchen, das Gloria nicht leiden kann, weil es so dumm und faul ist, trägt eine schwarze Schleife. Mama selbst umhüllt eine Wolke dunklen Flor, ihr Gesicht, das jedoch so behutsam geschminkt und gezeichnet ist wie immer, sieht starr und maskenhaft in die Luft. Gloria muß der Mama die Hand küssen und etwas sagen, was ihr Mr. Ray eingelernt hat. Gedankenlos plappert sie die leeren Worte herunter, Mama nimmt Gloria behutsam — damit um Himmels willen die Harmonie ihrer kostbaren Trauer-Toilette nicht gestört wird, in die Arme, küßt sie auf die Stirn, und damit ist der Kondolenzbesuch beendet.

Ob Mama wohl sehr unglücklich ist? Am Tag der Beerdigung muß das Kind Gloria an Mamas Hand hinter dem Sarg von Papa einhererschreiten. Gloria ist wie betäubt von dem ganzen feierlichen Zeremoniell, von dem bruntvollen Sarg, den vielen, vielen Kränzen und Blumen, den vielen, vielen Menschen. Sogar Photographen fehlen nicht und Filmoperateure, die das Begräbnis eines Millionärs ihren Lesern und Zuschauern im Bild übermitteln wollen. Am nächsten Tag bringt eine große Tageszeitung New Yorks des Kindes Bild mit der Unterschrift: „Gloria, die Millionen-Erbin“. Onkel Nop beschwört Mamma, sie solle um jeden Preis dafür sorgen, daß Gloria es nicht zu sehen bekomme. Und auch, daß sie nicht erfährt, was als Sensation in New York kursiert: daß nämlich der verstorbene Millionär seine einzige Tochter zur Universalerbin eingesetzt, seine Frau hingegen nur mit einer — wenn auch allerdings sehr generösen — Rente bedacht hat.

Noch weiß es Gloria wirklich nicht. Noch spielt sie, ein zwar bewußtes, aber dennoch unbefangenes Kind, mit Onkel Nop im Garten und läßt sich abends von Mamma die kleinen schweremühtigen Melodien ihrer Heimat vorsingen. Doch eines Nachts geschieht das Fürchterliche: die Tür zu Glorias Kinderzimmer wird plötzlich heftig aufgerissen, jemand macht Licht, und in der reinen Weiße des Raums, mitten im hellen, scharfen Glanz der elektrischen Ampel erkennt die aus tiefem Schlaf kommende Gloria: Mama! Doch ist dies Mama? Gloria hat immer nur eine zeremonielle, streng auf Formen haltende Dame als ihre Mama ge-

kannt. Hier steht ein Weib und tockelt. Das Haar hängt ihm wirr in die Stirn, ein Schlafrock aus Spitzen und Seide ist halb geöffnet und schleift am Boden. Die Augen der Frau haben einen kranken, verworrenen Ausdruck; als sie jetzt zum Kinderbett tritt, spürt Gloria trüben Dunst von Tabak, Alkohol und schweren Parfüm. Die Trunkene fällt vor dem Bett auf die Knie, greift nach der Hand des kleinen Mädchens, lallt, mit einer Stimme schwer von Wein: „Nicht wahr, Gloria, du wirst deiner armen Mama ein paar Millionen schenken? Die Mama kann nicht leben mit so wenig Geld. Die Mama braucht viel, viel mehr Geld, als ihr der Papa gelassen hat.“ Die trunkene Stimme ersticht in Schluchzen.

Gloria klopft das Herz. Es ist, als wolle es in ihrer kleinen Brust zerpringen. Unwillkürlich denkt sie: „Wenn nur niemand die Mama so sieht. Ich muß sie schnell in ihr Zimmer bringen.“ — „Ja, Mama,“ sagt Gloria hastig, „weine nicht. Ich will dir soviel Millionen schenken wie du willst.“ (Unvorstellbar erscheint es dem Kind, wo es jemals Millionen hernehmen sollte. Aber es würde dieser weinenden und augenscheinlich sehr kranken Mama alles versprechen, was sie wollte.) „Kommt, Mama, ich bringe dich in dein Zimmer.“ Sie springt aus dem Bett, in ihrem weißen Kindernachthemd und mit bloßen Füßen packt sie die Frau am Arm, zieht und schiebt sie, je nachdem, wie es nötig ist, aus dem hellen Raum, geleitet sie treulich über die vielen Gänge und Korridore des schlafenden Palastes.

Gloria schüttelt den Kopf, als sie, die Trunkene noch immer fest an ihrer Hand, das Voudoir von Mama betritt. Da liegen zerbrochene Flaschen herum, benutzte Gläser stehen auf dem Tisch, verstreut liegen Decken und Bücher. Überall stößt man auf ungeleerte Aschenbecher und gar vor dem Bett Mamas: umgestürzt findet Gloria dort eine Schale aus grünem Onyx, und der Inhalt, der sich zum Teil auf dem Teppich, zum Teil noch in der Schale befindet, ist ein glänzendes weißes Pulver. Gloria will die Schale aufheben, das Pulver mit ihren Händen zusammenfegen und fortwerfen. Doch da wird die Trunkene auf einmal seltsam nüchtern: „Was tust du, Gloria,“ schreit sie auf, „mein Kolain, laß' das. Gloria weiß nicht, was Kolain ist, doch sie erschrickt so sehr, daß ihr das Pulver entgleitet und von neuem auf die Erde fällt. Schrecklich, was Mama jetzt tut. Sie stürzt sich wie ein Tier darüber her, sie kniet auf dem Boden, stopft sich das weiße Zeug in Nase und Mund, gierig, entfesselt, des Kindes nicht achtend. Gloria sieht das alles entsetzt und dennoch ohne Verständnis. Ganz schlecht wird ihr in diesem Raum, in dem es aussieht, als hätte er noch vor kurzer Zeit viele Menschen beherbergt. Die zerbrochenen Flaschen, die gefüllten Aschenbecher, die vielen Gläser, und dort, auf Mamas Divan die aufgeschlagenen Bücher. Es ist Zufall, daß des

Kindes Blick in eines dieser Bücher fällt. Die Bilder darin sind so, daß Glorias Körper ein Schauer unbewußten Ekels überläuft und sie plötzlich laut zu weinen anfängt. Wer weiß, was Gloria in ihrer Verzweiflung tun würde, wenn in diesem Augenblick sich nicht die Tür öffnete und Mamma hereinträte. Mamma, die Negerin, der in dieser Nacht ein unruhiger Schlaf beschieden war und die, aus unerklärlichem Angstgefühl, sofort nach dem Erwachen einen Blick ins Kinderzimmer tat.

Gloria nicht in ihrem Bett. Tabak-, Alkohol- und Parfümgeruch im Zimmer. Das Parfüm von Glorias Mutter. Mamma wachte alles. Sie ging und fand Gloria. Sie trug das Kind auf ihren Armen zurück. Sie wusch und tröstete es. Aber sie konnte es dennoch nicht verhindern, daß die Aufregungen der Nacht bei dem lebhaften und regen Geist des kleinen Mädchens zu einem schweren Nervenfieber führten. Der Ursprung ließ sich nicht verheimlichen. Noch dazu, da Mamma keineswegs schwieg. Ging es doch um Leben und Gesundheit ihres Lieblings Gloria. Sonderbarerweise erregte sie mit ihrer Erzählung keinerlei Aufsehen. Außer Mamma wachte es das ganze Personal, wachte es die ganze Familie, auch Onkel Nop, daß Glorias Mutter raufschgift- und alkoholfüchtig war, vererbte von Vajlern aller Art, ein völlig haltloser Mensch. Es war auch unter den oberen Zehntausend von New York nicht unbekannt. Doch man hütete das Geheimnis „unter sich“, da Glorias Mutter nun einmal zu ihnen, zur sogenannten „guten Gesellschaft“ gehörte.

Allerdings — nach diesem Vorfall mußte immerhin etwas geschehen. Es wurde im Familienrat beschloffen, das Kind Gloria aus der Umgebung seiner Mutter zu entfernen und im Hause von Verwandten unterzubringen. Verwandte pflegen sich sonst nicht so sehr um die Arbeit, die die Erziehung eines Kindes mit sich bringt, zu reihen. In diesem Fall war es umgekehrt. Keiner von ihnen konnte sich genug tun in der Schilderung von Vorzügen seiner Hauslichkeit, und jeder versuchte, Gloria für sich zu gewinnen. „Ich werde mit dir eine große Luftschiffreise machen,“ sagte die Großtante. „Wir werden das halbe Jahr in Europa verbringen, mein Liebling,“ schmeichelte eine viel ältere Auzine. „Du sollst das schönste Pomm-Bierd haben, das es in der ganzen Welt gibt,“ schlug eine Tante vor, auf Glorias jugendhafte Neigungen spekulierend. „Wenn es dir Spaß macht, schenke ich dir eine künstliche Eisbahn, ganz für dich allein,“ „ich lasse dir in Florida eine Villa am Meer bauen.“ „Bei uns brauchst du gar nicht jeden Tag Schularbeiten zu machen, wir entlassen Mr. Ray, und du suchst dir einen Lehrer, der dir gefällt,“ so lockte, bat und rief es von allen Seiten der kleinen Millionen-Erbin zu.

Gloria schüttelte den Kopf. Zu keinem von diesen allen wollte sie. Empört über soviel kindlichen Starrsinn beschloß der Familienrat, eine

Gerichtliche Entscheidung zu erwirken. Als die Verwandten gegangen waren, wat Gloria auf ihren Onkel Nop zu, der schweigend der ganzen Szene beigewohnt und sich jetzt als Letzter zum Gehen erhoben hatte.

Sie umschlang ihn mit ihren beiden langen, dünnen Kinderarmen. „Onkel Nop, warum hast du nicht gesagt, daß ich zu dir kommen soll? Ich wäre sofort einverstanden gewesen.“ Onkel Nop sah einen Augenblick nachdenklich in des Kleinen Mädchens große schwarze Augen. Dann löste er sanft die schmalen Arme von seinem Körper. „Weil ich es nicht sagen durfte. Du

verstehst das nicht, Gloria“ (zum erstenmal im Leben sagte er „Gloria“ und nicht „kleiner Affe“); „aber später wirst du es bestimmt einmal verstehen. Und die Gründe sicher würdigen. Good bye, Gloria.“ Der gute Onkel Nop verneigte sich fast ein bißchen förmlich und feierlich vor seiner kleinen Nichte. Dann ging er.

Das Kind Gloria sah ihm mit großen fragenden Augen nach. Nein, es verstand seinen Onkel Nop wirklich nicht. Zum erstenmal im Leben nicht. Noch nicht.

# Heimkehr Von Julius Martin

Noch feuzte die Lokomotive, nach langer Fahrt veratmend, ihr letztes Rechzen und schon prasselten wie Hagelschauer durrer Erbsen die tausend Fragen des Fremden auf ihn ein, auf ihn, den Weißgereisten, den Weltwanderer, der „vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sitten gelernt hat“. Wie das sei mit den Hümen-gräbern auf den nordischen Inseln und wegen des Essens bei den Chinesen. Und das Bettelwesen dort und die Ueberbevölkerung und der Totenkult und die Kämpfe der Nanking-Regierung mit den Kommunisten? Aber den Gummisklaven in den südamerikanischen Distrikten nehe es gewiß doch immer noch viel elender! Und ob er aztekische Tempelreste gesehen habe und mexikanische Terrassenruinen? Aber die Pyramiden wirkten gewiß ungleich mächtiger! Und die neue Türkei, Ankara?! Und das alte Tibet und der — Himalaja, und die verunglückte Expedition?!

„Lieber Freund, alles, alles will ich dir erzählen“, sagte der Heimgekehrte. Und er zürnte sich selbst, daß ihm das Gefrage des langentbehrten Freundes so langweilig, albern, kleinlich, so ganz — „dürre Erbsen“ erschien.

Und doch, hatte nicht dieselbe Sensationsgier ihn selbst einst bewegt, hatte nicht gerade sie ihn hinausgetrieben in die weite Welt, hin zu all den unfahrbaren romantischen Wundern der Weite?

Ganz bestimmt er war blasirt geworden von all dem Schauen. Gewiß, er hatte seine Eindrucksfähigkeit abgetümpft, war wissend geworden und — kalt. Leerheit war sein Gewinn. Fast hätte der Weltbummler die Hände vors Gesicht geschlagen und weinen mögen über sich selbst; den fragenden Freund wollte er schweigen heißen.

Aber er durfte nicht: Er mußte lächeln und freundlich nicken und sprechen: „Lieber Freund, alles, alles will ich dir erzählen —“

Also daheim! Und alles war so bekannt, als wäre er erst, gestern fortgegangen; die Stadt, die entlegene Vorstadt, die kleine Gasse. Nur viel mehr war da in der alten Gasse, viel mehr als ehemals. Viel mehr Details! Nischen und formschöne vorspringende Ecken an den Häusern entdeckte er, Blüten und Heden hinter den Zäunen und dort im fernen Hintergrund die stillen Kreuze des Friedhofs. Jeden einzelnen Grabstein, jedes einzelne von den vielen kleinen Kreuzen nahm er wahr. Und die alte Fabrik rechts auf der Höhe war deutlich in drei Trakte gegliedert und vier Schornsteine hatte sie. — Das war alles so wie gestern, nein, damals; nur so recht eigentlich gesehen, so mit der Wimper aufgetrunken hatte er's damals noch nicht.

Der Weltwanderer wunderte sich: von der fremden Welt glaubte er nichts erzählen zu können, und in der engen, kleinen Gasse der längst

bekanntem heimatlichen Vorstadt schaute er tausend interessante Dinge mit einem einzigen, lästigen Blick.

Er war sehr unruhig über sich! Wo blieben die großen Emotionen? Abhanden gekommen waren sie ihm mitten in der bewegten Weltreise und sie kamen nicht wieder, auch nicht im Augenblick der Heimkehr: Leer war er geworden, klein, kleinlich. Da stand er nun in seinem Stübchen im alten Haus mit dem simplen, azagienbepflanzten sogenannten Garten davor.

Daß ihn der Freund allein gelassen hatte, daß es ganz still um ihn geworden war, empfand der heimgekehrte Weltfahrer als Wohlthat. — Tief tauchte er den heißen Kopf in die Waschküffel. Hoch auf plantische das kühlte Raß, den Waschtisch im Nu überrieselnd.

„Meer — Springslut — Halligen? Nein! — Taifun!“ dachte er.

Erfrischt lehnte er sich aus dem Fenster. Ganz erstaunlich, wie viel es da zu sehen gab. Ein Echstein hufschie durch den Rasen des Gartens. — „Alligator“, dachte der im Fenster.

Der Wind wirbelte ein paar Papierstückchen auf der Straße und sammelte sie mit dem Staub in einem kleinen kreisförmigen Hügel.

„Windhose, Sahara!“ dachte es im still Betrachtenden.

Lächerlich! Nein, nicht lächerlich. Ob da nun ein Käferchen lebendig begraben wurde, eine nubische Karavane oder eine Kaskikompanie, das war im Grund doch gleich. Ein Schicksal.

Der im Alten das Neue, im Heimatlichen das Fremde suchende Blick wanderte hinüber zum Friedhof.

Pharaonenpyramiden — Baumgräber der Südjemenulaner — Hünengräber — christliche Grabkreuze — ein Schicksal. Und die Denkmäler der Klein Gebliebenen sind nirgendwo zu finden. — Massengräber! Eine „ewige Ruh“ von zehn Jahren, das ist für Milliarden das gemeinsame letzte Schicksal auf beiden Erdhälften. Nur in den Neuherrlichkeiten drum herum liegen die unwesentlichen Unterschiede. Das Unterschiedliche, das Verschiedene aber ist das Fremdartige und das Fremdartige ist das Romantische. So ist das Romantische, ja! So ist das Romantische doch auch ganz nahe beim — Neuherrlichen! Und das Fremdartige ist das Neuherrliche — So wäre das Gefrage seines Freundes doch albern, doch naiv; so wäre er, der auszog, selbst albern und naiv gewesen, äußerlich, oberflächlich-farbenfremdig; so wäre sein Etel vor dem Vuntshedigen — eine Reise.

Und nun war der grübelnde Heimkehrer wieder recht unzufrieden mit sich, unzufrieden, weil er sich schnell bereit fand, ein Selbstzufriedener zu werden.

Tod und Gräber. Das Nichts, die Lebensverneinung. Was Wunder, daß er von da aus zu falschen und schiefen, zu lebensunfähigen Sentimentalitäten kam! Das Leben ist bunt vieltausendfach. Und er, der auszog, um es kennen zu lernen, ist vor lauter Schauen blind geworden. Nun ist ihm alles grau — —

Hatte ihn denn gar nichts ganz und gar Fremdartiges im Innersten erschüttert, sich unauslöschlich eingegraben, nichts auf seinen endlosen Fahrten durch die friedlose Welt?

Doch! — Damals in jener nordischen Sturmnacht. Wie diese Seemensch mit den harten, gegerbten Gesichtern ausfuhrten, nicht um die Prämie zu ergatten für Rettung eines Schiffes aus Seenot, wie sie sonst wohl oft getan hatten, sondern um einen der Ihren, einen der Fischer, der mit seinen „Jungs“ in Seenot geraten war, zu reiten und zu bergen. Sie stürzten sich nur in die Boote, und ihre dünnen Weiber standen auf der Düne und wiesen mit den hageren Armen hinaus aufs Meer, wiesen ihren Männern den gefahrenschwangeren Weg mit brennenden Laternen und gellendem Zuruf. — Kameraden waren in Seenot.

Und dann jenes andere im Roten Meer. — Den wahnsinnigen, wilden Blick jenes Negers, den konnte er nicht vergessen, den furchtbaren Blick des Negers mit den fleischenden, weichen Zähnen, der mit higeberdorriem Hirn aus dem Maschinenraum stürzte und über Bord sprang. Haisische Schnappten auf und zerrten den dunklen Leib durch die violetten Bogen hin und her . . . .

Und der erste Offizier stand am Reeling und sagte: „Hüte und Haie kosten viel Geld.“ Sonst nichts . . .

Und dann und dann und da und dort . . . Da gelte die Fabrikssirene den Feierabendruf. Die schwarzen Tore öffneten sich und der Weißgereiste sah, wie sich die Derbknochigen seiner Heimat in die Stille seiner kleinen Gasse ergossen.

Fest und taktmäßig erklang ihr Schritt. Sie sprachen nichts, sie liefen nur, und ihre Schritte waren wie von einem Mann.

Waren das nicht Leute wie die harten Seemensch, immerlich genau so? Waren darunter nicht auch . . . ? Gewiß auch hier; auch diese Fabrik hatte sich Opfer erkoren, Opfer des irtünnigen Seegangs der Weltwirtschaft, Opfer, die Qual, Verzweiflung und Erschöpfung über Bord geworfen hat . . .

Mit einem weiten Blick umgriff der Mann am Fenster seine kleine Gasse: Eidechse — Wirbelwind — Gräber — Kämpfe — Fronen-Nöte und Qualen! Im engsten Raum die ganze große Welt!

Ein Geleg in tausend Erscheinungen, ein Schicksal unter tausend Masken.

„Nein, ich bin nicht leer geworden“, dachte es im Abenteuerermüden, „nein, nur der Schein ist mir unscheinbar worden, die Hülle eine Hohlheit, und ich habe den Allinhalt gefunden im kleinsten Kreis.“ —

Da trat der Freund ins Zimmer und ward fröhlich empfangen: „Ausreisen will ich, komm mit! Ausreisen in diese kleine stille Gasse. Komm mit, will mit dir in ihr eine Weltfahrt tun. Will dir alles, alles zeigen, was ich draußen geschaut und gelernt, aufweisen will ich dir die ganze große Welt in unserer kleinen Gasse.

Aber der Freund verstand ihn nicht. Er war ja daheim fremd gelieben im engsten Kreis, und er schüttelte den Kopf über des Heimgekehrten närrische Rede . . .

# Kanonier Zarathustra

## Friedrich Nietzsche als Soldat

Von Friedrich Nietzsche, dessen 90. Geburtstag sich am 15. Oktober jährte, existiert eine Photographie aus dem Jahre 1868, die den Propheten des Uebermenschen im bunten Rock eines Kanoniers des 4. Feldartillerieregimentes zeigt, ein Bild, das wie eine Satire anmutet. Zarathustra als Kanonier! Der Uebermensch meldet sich gehoramt zum Stalldienst! Tüde des Objekts, daß gerade diese militärische Photohülle erhalten blieb! Eine Hand in die Hüfte gestemmt, das lange Schwert gezückt, die unwiderstehliche Fiedelhaube auf einem Teetischchen neben sich, so steht Nietzsche, der Allgermaner, da, den bebrillten Wid forsch auf den Kameramann gerichtet, der offenbar gerade sein Unbermeidliches: „Bitte, recht freundlich!“ losließ. Nein, Elisabeth Förster, die betriebsame Schwester des Philosophen, hätte diesen ernüchternden Nirsch aus Großvätertagen ruhig dem Ofen anvertrauen können! Es wäre eine natürliche, ja notwendige Korrektur gewesen, neben den vielen unzulässigen, die sich diese Pythia der Dritten Reiches als Verwalterin des geistigen Erbes ihres Bruders und Leiterin des Nietzschearchivs in den letzten Jahren geleistet hat. Aber als Freundin Hitlers fühlte sie sich verpflichtet, ihren großen Bruder in der Wertschätzung der deutschen Wehrhaftigkeit vorzuführen, ihn, den leidenschaftlichen Hasser deutschen Ungeistes, ihn, der sich stets als Abkömmling einer polnischen Adelsfamilie gefühlt hat. Schrieb er nicht 1888 seinem Freunde Georg Brandes nach Kopenhagen? „Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Nietzky); es scheint, daß der Typus gut erhalten ist trotz dreier deutscher Mütter“. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole; noch diesen Winter zeichnete mich die Fremdenliste Nizzas als „comme Polonais“. Man sagt mir, daß mein Kopf auf Bildern Matejkos (eines polnischen Malers) vorkomme.....“

Freiwilliger Nietzsche, treten Sie vor! Er war als Soldat nicht glücklich. Nachdem er wegen seiner kurzschichtigen Augen wiederholt als dienstuntauglich vom Militärdienst enthoben wurde, wurde er schließlich 1867 einberufen, da der Feldzug vom Jahre vorher und auch die böse Cholera große Lücken in die Reihen der Armee gerissen hatte. Diesen beiden Umständen dankt er seine kurze militärische Laufbahn. Mitten aus seinen philologischen Studien gerissen, beklagt er bitter sein Schicksal in einem vom 4. Oktober 1867 datierten Brief an seinen Freund Mushake. „Wir sind selten des Schicksals Herren, aber glauben es zu sein, wenn es lange Zeit uns günstig war. Dies soll keine Einleitung zu einer Tragödie, sondern nur die Vorbemerkung zu einer Zwischenakt-

musik sein, die ich in diesem Leben nicht mehr zu hören hoffte. Trommeln und Pfeifen, kriegerischer Klang: das Schwert schwebt nicht über meinem Haupte, sondern an meiner Seite, diese Feder in meiner Hand wird in Kürze ein Morgengewehr sein, diese mit Notizen und Entwürfen bedeckten Papiere werden wahrscheinlich etwas Mordergeruch annehmen. Der Kriegsgott hat meiner begehrt, d. h., man hat mich für tauglich zum Freiwilligendienst befunden, während ich noch bei meiner Abreise zur Philologenversammlung in Halle im Glauben stand, daß dieser Kelch an mir vorübergegangen sei. Mit großer Mühe habe ich durchgesetzt, daß ich wenigstens einen Versuch machen darf, ob man mich in einem anderen Ort, als Naumburg ist, und bei einer anderen Truppengattung als Artillerie annehmen will. Mißglückt der Versuch, so beginne ich am nächsten Mittwoch die hiesigen Kanonen zu umarmen — mit mehr Zueignung als Bärtlichkeit.“

Der junge Gelehrte beklagt sich ständig, aus seinem gewohnten Milieu, den Büchern und seiner Arbeit so jäh entrisen worden zu sein. Seinem Freund Gersdorff berichtete Nietzsche am 24. November 1867: „Wie überraschend dieser Umschwung war, wie gewaltsam ich meinem gewöhnlichen Treiben und Bequemem Dahinleben entfremdet wurde, wirst Du vielleicht nachfühlen... In den ersten Wochen hatte ich noch den Stalldienst durchzumachen: morgens um 5 1/2 Uhr war ich im Pferdestall, um Mist hinauszuschaffen und das Pferd mit Striegel und Kärtische zu putzen. Jetzt ist mein Dienst durchschnittlich derart, daß ich von 7 bis halb 11 Uhr und von halb 12 bis 6 Uhr abends beschäftigt bin, und zwar den größten Teil dieser Zeit mit Fußexerzieren.“ Recht eindringlich schildert Kanonier Nietzsche in einem Brief an Rohde (Dezember 1867) sein Leben... Rohde werde fragen, was er, Nietzsche, eigentlich mache, wenn er nicht mit gelehrteten Dingen beschäftigt ist. „Er exerziert. Ja, mein lieber Freund, wenn Dich einmal von Admon in einer frühen Morgenstunde, sagen wir zwischen 5 und 6 Uhr, nach Naumburg geleiten und in gefälliger Weise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich Deinen Sinnen darbietet. Plötzlich atmest Du die Atmosphäre eines Stalles. Im halben Laternenlichte erscheinen Gestalten. Es scharrt, wiehert, büstet, klopf um Dich herum. Und mitten drin, im Gewande eines Pferdeknechtes, heftig bemüht, mit den Händen Unausprechliches, Unansehnliches wegzutragen oder den Gaul mit dem Striegel zu bearbeiten — mir grautes, wenn ich sein Antlitz sehe — es ist beim Hund meine eigene Gestalt... Zu anderen Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezogenen Geschütz und holt Granaten aus der Probe oder reinigt das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Grad ab usw... Ich versichere Dich bei dem schon erwähnten Hund, meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblick bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Ritunter auch raune ich, unter dem Bauch des Pferdes verhehlt, „Schopenhauer, hilf!“...“



Ein Treffer.



Der muß bald hier sein.



Paßt ganz genau!

In einem anderen, vom 1. Feber 1868 datierten Brief an Rohde klagt Nietzsche: „Glender Mensch, sage ich zu mir, du hast nicht zwei Stunden des Tages und selbst diese mußt du dem Mavors opfern, der dir sonst das Leutnantspatent vertweigert. Ach, lieber Freund, was ist ein reitender und fahrender Artillerist für ein Unglückstier, wenn er literarische Triebe hat? Mein alter Kriegsgott hat eben die jungen Weiber, nicht alte verschrumpelte Mäusen gern... Wenn ich Dir sage, daß ich täglich von morgens 7 Uhr bis abends um 5 Uhr im Dienst bin, außerdem noch bei einem Leutnant und bei einem Tierarzt Vorträge höre, so kannst Du ermessen, wie schlimm ich daran bin. Abends ist der Leib schlaff und müde und sucht zeitig sein Bett. Und so geht es ohne Raft und Ruh aus einem Tag in den anderen. Wo bleibt da für wissenschaftliche Ausarbeitungen nötige Sammlung und Kontemplation!“

Resigniert fügt sich der später zum Gezeiten avancierte Nietzsche in das von Zwang und Drill erfüllte Leben, freilich, um oft zweifelt nach der Ruhe der Studierstube zu rufen. Er findet Vergnügen am Reiten, aber eines Tages wird ihm dies zum Verhängnis. Er erlitt beim Reiten eine Verletzung an der Brust, die operativ behandelt werden mußte und Nietzsche lange Jahre zu schaffen machte. Am 8. August 1868 teilte er Gersdorff mit, daß er wegen seines Leidens frühzeitig den Dienst beim Militär verlassen werde: „Es versteht sich, daß ich jetzt meinen Militärdienst nicht fortsetzen kann; zunächst werde ich für „zeitig unbrauchbar“ erklärt. Da ich wünsche nachgerade, nachdem es mir doch nun einmal unmöglich geworden ist, Landwehroffizier zu werden, langsam aus den Listen der Wehrfähigen zu verschwinden.“ Noch einmal jedoch gerät Nietzsche in nähere Beziehung mit dem Militärischen. Diesmal allerdings in einer mehr platonischen Form. Es war im Kriegsjahr 1870, als er als Sanitätär Dienst machte. Ludwig.

UPTON SINCLAIR:

## Briefe an einen Arbeiter

mit Zeichnungen von Lili Réthi Kő 20.—

Zu beziehen durch alle Kolporteurs  
 Auslieferung: Zentralstelle für das  
 Bildungswesen Prag XII., Slezská 13

# Eisberg, ahoi!

## Patrouillendienst im Atlantik

Vor 20 Jahren wurde auf der „Konferenz zum Schutz des Lebens auf See“ von allen an der Atlantik-Schiffahrt beteiligten Staaten ein internationaler Eisbergpatrouillendienst eingerichtet. Die Vereinigten Staaten wurden mit der Durchführung der durch Eisberge gefährdeten Zonen betraut. Die an der Atlantik-Schiffahrt beteiligten Staaten zählen eine bestimmte Summe an die amerikanische Regierung.

### 40.000 Schiffe geschützt

Zeit jenem denkwürdigen Konferenzbeschluss vor 20 Jahren, der noch unter dem Eindruck jener furchtbaren Schiffstragödie der „Titanic“ gefaßt wurde, sind etwa 40.000 Schiffe durch die Gefahrenzone geleitet worden. Kein Schiff ist wieder in den Gewässern von Neufundland von einem Eisberg gerammt oder zerschitten worden. Eine Leistung, die erst dann ganz in ihrer Bedeutung erkannt werden kann, wenn man weiß, daß von 1882 bis 1890 140 Ozeandampfer von Eisbergen in den Grund geholt wurden und mehr als 40 Ozeanschiffe schwere Savarien erleiden mußten.

### Eispatrouillendienst

In der Neufundländer Gefahrenzone patrouillieren fortgesetzt Motorschiffe, bei denen sich die auf der Passage befindlichen Dampfer funktentelegraphisch melden müssen und alle vier Stunden Standort und Wassertemperatur angeben haben. Die Eispatrouille gibt im Austausch den Kurs der Eisberge bekannt.

### Eisberg Nr. 14

Im Jahre 1926 wurde von einem Patrouillenschiff einer der größten jemals gesichteten Eisberge angetroffen. Der Eisberg wurde auf 1,5 Millionen Tonnen geschätzt. Die Höhe betrug 100 Meter, die Länge 175 Meter. Im Logbuch der Eispatrouille wurde der Eisries

als „Eisberg Nr. 14“ registriert. Vom 3. bis 30. Juni wurde der Eisberg beobachtet. Am 9. Juni wurden Dynamitladungen im Eis angebracht. Die Sprengungen waren fast wirkungslos. Erst schwere Stürme und der Golfstrom machten den Eisriesen, der die vielbefahrene Schiffabrisstraße gefährdete, unschädlich.

### 350 Eisberge in 24 Stunden

Eine Eispatrouille hat innerhalb von 24 Stunden einmal 350 Eisberge bei Neufundland gemeldet. Die Mannschaft auf den Patrouillenschiffen hat unter solchen Verhältnissen einen scharfen opfervollen Dienst zu leisten. Das um so mehr, als die Eisberge die verschiedensten Kurse einschlagen. Auf Grund der Beobachtungen durch die Patrouillen werden allwöchentlich Strömungskarten angefertigt und ausgegeben. Die langjährige Praxis und Erfahrung hat über die Eisbewegung vieles Unbekannte zutage gefördert. Die Wissenschaftler arbeiten natürlich Hand in Hand mit den tapferen Patrouillenfahrern, die sich ständig in größter Gefahr befinden, da nur der siebente Teil der Eisberge gewöhnlich aus dem Wasser aufragt. Wie leicht kann es vorkommen, daß ein Patrouillenschiff sich über einem Eisriff befindet und der sichtbare Teil des Ungetüms noch 100 Meter zurückliegt. Kommt dann der Gigant ins „Trudeln“, dann ist die Mannschaft verloren. Wieviel tapfere Männer den Tod auf Poisten in der Atlantik fanden, ist nicht bekannt. Zwanzig Millionen Menschen aber wurden in 20 Jahren dank dieser heldenhaften Eisbergpolizisten auf 40.000 Schiffen wohlbehalten über das Meer geführt. Güter im Werte von 800 Milliarden wurden erhalten. Die Eispatrouillen sind im Sturm und Wetter, im Schnee- und Eisreiben auf ihren kleinen, sinken Booten. Wie viele von den Passagieren der großen Ozeandampfer denken daran, daß sie ihr Leben diesen weithergehenden Männern schulden? —

## Wußten Sie das schon?

„Krolobitstränen“ gibt es nicht in der Wirklichkeit, nur im Sprachgebrauch, wohl aber können Affen, Robben und Elefanten Tränen vergießen.

Brasilien ist das Land der Früchte. Alle Sorten gedeihen dort in großer Menge und guter Qualität. Trotzdem werden jährlich für fünf Millionen Mark feinsten Äpfel und Weintrauben importiert.

Der Urtypus der heutigen Geige dürfte das altindische Saiteninstrument Kavanatron sein.

Auf die Züchtung blauer Rosen ist ein anscheinlicher Preis ausgesetzt, bisher sind jedoch alle Züchtungsversuche fehlgeschlagen. Schwarze Rosen zu ziehen, ist bekanntlich einem Petersburger Gartenkünstler gelungen.

In Bengalen besteht die Sitte, die Mädchen unmittelbar nach ihrer Geburt zu verheiraten. Als logische Folge erscheint, daß es dort zahlreiche weibliche Personen gibt, welche Witwen sind, ohne jemals Frauen gewesen zu sein.

Die Zunge der Giraffe ist etwa fünfzig Zentimeter lang.

Das Alter des Bernstein wird auf zweieinhalb Millionen Jahre geschätzt.

Auf der Insel Madeira gibt es 550 Käferarten, von denen 200 nicht fliegen können, weil die mit Klügeln angefatteten durch den Wind ins Meer getrieben wurden, so daß nur die ungeflügelten übrig blieben und schließlich ganz in ungeflügelte Arten übergingen.

## Heiteres

**Der sterbliche Rest.** „Hier hat mal ein Chemiker gewohnt, der mit Explosivstoffen arbeitete.“ — „Und wo ist er jetzt?“ — „Sehen Sie das Loch in der Decke?“ — „Ja.“ — „Das ist er.“

**Sie kommt.** „Eulalia, kommst du zu meiner Hochzeit in der nächsten Woche?“ — „Mit wem verheiratest du dich denn?“ — „Mit dir.“ — „Gut, dann komme ich.“

**Vorbereitung.** Na, Frau Bursthuber, lassen Sie Ihnan Franzl d' Selcherei lerna, daß er später 's Geschäft übernehma kann? — oder denken S' Ihna, der Sua kann fa Bsuat und kane Messer seh'n, da hab i ihn daweil bei dö Hafenzugler einschreib'n lass'n.

**Unter Kindern.** „Fritj Mabes, was ist Wasser?“ — „Eine farblose Flüssigkeit!“ — „Und wie verfährt es sich?“ — „Wenn man die Hände darin wäscht!“

**Wahrheitsgetreu.** „Gehst du noch zur Schule?“ — „Nein, aber mein Vater!“ — „Schwach doch keinen Insinn!“ — „Wiejo Insinn, er ist doch Lehrer!“

**Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.** „Einen Augenblick, Herr Doktor, bevor Sie mich narkotisieren, will ich zuerst mein Geld zählen.“

**Schulden.** Ein Schriftsteller wurde von einem Gläubiger gemahnt. „Ich mache Sie darauf aufmerksam“, rief der Gläubiger, „daß ich nicht länger warten kann. Ich habe morgen eine dringende Schuld zu bezahlen.“ — „Was sagt man dazu — Sie machen Schulden — und ich soll sie bezahlen!“

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Tepitz-Schöna.

### SCHACHAUFGABE Nr. 207.

Von George Hume, Nottingham.  
(„Leuchtrakete“, 1931.)

Schwarz: Kh8, De6, Te3, Bd7, e7, f7. (6)



Weiß: Ke8, Tg6, h3, Spg5, h4. (5)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

### Lösungszug zu Nr. 204: Te3—e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Dinnebier Emil, Tetschen; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonabach; Sperk Richard, Birkigt; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinauzedt; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Blaha Kari, Hofmann Willi, Wabra Oskar, sämtlich Ossek; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Triltsch Gustav u. Scharoch Franz, Wisterschan; Kraus Gerhard, Turn; Lerche Franz, Wolfersdorf.

### Wettkampf V.:VI. Kreis in Karlsbad.

Am Sonntag, den 21. Oktober, wurde in Meierhöfen b. Karlsbad das Rückspiel V. Kreis gegen VI. Kreis ausgetragen. Die Mannschaft des V. Kreises setzte sich aus Schachgenossen des 2., 3. und 7. Bezirkes zusammen und gewann wie im Vorjahr in Aussicht sicher mit 7½:5½ Punkten, Obwar die Kreisleitung des V. Kreises auf einige sehr starke Spieler aus den Bezirken Aussig, Bodenbach und Warnsdorf infolge hoher Fahrtauslagen verzichten mußte, errangen die beteiligten Genossen einen vollen Erfolg gegen die spielstarke Mannschaft des VI. Kreises. Zwei Partien gingen für den V. Kreis durch Kontumaz verloren, am 2. Brett Gen. Flalka, welcher wegen Motordefekt nicht angetreten war, und Gen. Berger am 10. Brett wegen Zeitüberschreitung. Sämtliche Partien wurden mit Uhren gespielt. Kampfrichter Gen. Gangl, Marienbad.

### V. Kreis VI. Kreis

- |                            |                          |
|----------------------------|--------------------------|
| 1. Brett Hyna, Sobrusan    | 0 1 Körbl, Altrohlau     |
| 2. „ Flalka, Komotau       | 0 1 König, Meierhöfen    |
| 3. „ Husar Oberdorf        | ½ ½ Werner, Neusattl     |
| 4. „ Scharoch, Wisterschan | 1 0 Klügl, Aich          |
| 5. „ Thiel, Komotau        | 1 0 Hagenauer, Zwodau    |
| 6. „ Pichl, Sobrusan       | ½ ½ Sitzler, Eger        |
| 7. „ Schöpka, Komotau      | 1 0 Wolf, Aich           |
| 8. „ Robek, Wisterschan    | ½ ½ Moucha, Zwodau       |
| 9. „ Kfenek, Komotau       | 0 1 Wohnar, Neudek       |
| 10. „ Berger, Zuckmantel   | 0 1 Harbauer, Meierhöfen |
| 11. „ Böhm, Sobrusan       | 1 0 Günther, Althertham  |
| 12. „ Sachs, Komotau       | 1 0 Götz, Patschessau    |
| 13. „ Frisch, Wisterschan  | 1 0 Hartauer, Meierhöfen |

Ergebnis: 7½:5½ für V. Kreis.

Der Wettkampf, welcher nach 4 Stunden Spieldauer beendet war, erfreute sich einer regen Teilnahme der dortigen Schachgenossen aus allen Sektionen in der Umgebung.